

LINDSEY
DAVIS



EINE
JUNGFRAU
ZU VIEL

Ein Fall für
Marcus Didius Falco



kannte die Anzeichen. »Hast du Maia diesmal angetroffen?«, fragte sie, obwohl sie sich das bereits denken konnte. »Wo war sie denn gestern?«

»Sie hat eine ihrer Töchter zu einem Empfang begleitet, auf dem junge Mädchen der Königin Berenike vorgestellt wurden.«

Helena schaute überrascht. »Das klingt gar nicht nach Maia!« Genau wie ich lehnte meine Schwester das Getue der oberen Zehntausend ab. Die Aufforderung, bei einem Empfang zu Ehren von Titus' exotischer Gespielin zu erscheinen, hätte Maia normalerweise so rebellisch gemacht wie Spartakus.

Petronius schien mehr darüber zu wissen. »Hatte was mit der Lotterie für eine neue Vestalin zu tun.«

Auch das sah Maia nicht ähnlich.

»Ich hatte keine Gelegenheit, mit ihr darüber zu sprechen«, sagte ich. »Ihr kennt Maia. Sobald sie mich sah, war ihr klar, dass ich schlechte Nachrichten brachte. Ich war zu Hause – aber wo war Famia? Selbst er hätte normalerweise sein Gepäck daheim abgestellt, bevor er in der nächsten Weinschenke verschwand. Sie erriet, was los war.«

»Wie nimmt sie die Sache auf?«, fragte Papa.

»Zu gefasst.«

»Was soll das heißen? Sie ist sehr vernünftig. Sie würde nie Theater machen.« Er hatte keine Ahnung von seinen jüngeren Kindern, Maia und mir. Wie denn auch? Als er sich seiner Verantwortung entledigte, war ich sieben und Maia erst sechs. Er hatte uns beide zwanzig Jahre lang nicht wiedergesehen.

Als ich Maia sagte, ihr Mann sei tot, sank sie zunächst in meine Arme. Dann machte sie sich sofort wieder los und wollte die Einzelheiten wissen. Ich hatte die Geschichte auf unserer Rückfahrt lange genug eingeübt und fasste mich kurz. Dadurch wirkte mein Bericht noch düsterer. Maia wurde sehr still. Sie hörte auf, Fragen zu stellen. Sie ignorierte alles, was ich sagte. Sie dachte nach. Sie hatte vier Kinder und kein Einkommen. Es gab eine Begräbniskasse, in die Famia auf Druck der grünen Wagenlenkerfraktion eingezahlt hatte. Sie würden für eine Urne und eine Inschrift zahlen, die Maia nicht wollte, aber annehmen musste, um den Kindern ein Andenken an ihren verrufenen Erzeuger zu geben. Vielleicht würden die Grünen ihr auch eine kleine Rente zahlen. Sie war berechtigt, die Kornausgabe für die Armen in Anspruch zu nehmen. Aber sie würde arbeiten müssen.

Ihre Familie würde ihr helfen. Sie würde uns nicht darum bitten, und wenn wir es ihr anboten, würden wir immer sagen müssen, es sei für die Kinder. Die Kinder im Alter zwischen drei und neun Jahren waren jetzt schon verängstigt, verwirrt und untröstlich. Aber sie waren alle blitzgescheit. Nachdem Maia und ich ihnen vorsichtig erklärt hatten, ihr Vater sei gestorben, hatte ich das Gefühl, sie ahnten, dass wir ihnen etwas verheimlichten.

Meine Schwester hatte schon vorher Tragödien erlebt. Da war die erstgeborene Tochter, gestorben an einer Kinderkrankheit, etwa in dem Alter, in dem jetzt Marius, ihr ältester Sohn, war. Ich war damals in Germanien und muss zu meiner Schande gestehen, dass ich die Sache immer wieder vergaß. Maia würde nie vergessen. Aber sie hatte ihren Kummer allein getragen; Famia war stets nur ein nutzloser Tölpel gewesen.

Petronius nahm Papa Julia ab und reichte sie Helena, womit er Papa zu verstehen gab,

dass sie gehen sollten. Papa, typisch für ihn, reagierte nicht darauf. »Na ja, sie wird natürlich wieder heiraten.«

»Sei dir da nicht so sicher«, widersprach Helena leise. Das war ein Rüffel für Männer im Allgemeinen. Auch diesen Wink kapierte Papa nicht. Ich verbarg das Gesicht in den Händen und dachte daran, dass eine attraktive, unbeschützte Frau wie meine Schwester tatsächlich eine Menge Anträge würde abwehren müssen, viele davon widerwärtig. Das war wohl nur einer der Aspekte ihrer Verzweiflung über ihre jetzige Situation. Wenigstens konnte ich ihr helfen, diese Aasgeier loszuwerden.

»Ich wette ...« Papa war auf eine seiner entsetzlichen, boshafte Ideen gekommen. »Ich wette, deine Mutter«, meinte er bedeutungsvoll, »wird sie mit jemandem zusammenbringen, den wir kennen!«

Ich konnte mich nicht dazu durchringen, auch nur zu überlegen, wen er meinte.

»Jemand, der ebenfalls einen netten Posten bekommen hat – übrigens herzlichen Glückwunsch, Marcus, das wurde ja auch Zeit; wir müssen das feiern, mein Sohn – zu einem besseren Zeitpunkt, natürlich«, fügte er widerstrebend hinzu.

Endlich kapierte ich. »Du meinst doch nicht etwa ...«

»Er hat eine gute Stellung, einen soliden Arbeitgeber, eine Menge Knete, steht in der Blüte seines Lebens und ist uns allen wohl bekannt – ich halte ihn für den offensichtlichsten Kandidaten«, krähte Papa. »Den kostbaren Untermieter deiner Mutter!«

Ich sprang auf, stapfte ins Schafzimmer und knallte die Tür hinter mir zu wie ein beleidigtes Kind. Der Tag war schlimm gewesen, aber jetzt war mir endgültig schlecht. Wie alle unmöglichen, aus der Luft gegriffenen Bemerkungen meines Vaters, hatte auch diese etwas tödlich Wahrscheinliches. Wenn man außer Acht ließ, dass der Untermieter ein giftiger, parasitärer Fungus mit der Moral eines politisch verschlagenen Penners war, handelte es sich hier tatsächlich um einen fest angestellten, betuchten, vor kurzem beförderten Mann, der sich danach sehnte, Teil der Familie zu werden.

O ihr Götter – Anacrites!

IV



»Was ist denn nun wirklich mit Famia passiert?«, fragte Petro, als er mich am nächsten Morgen auf der Brunnenpromenade traf. Ich zuckte nur die Schultern. Er warf mir einen angesäuerten Blick zu. Ich sah weg und verfluchte Famia wieder mal, weil er mich in diese Lage gebracht hatte. »Dreckskerl!« Trotz seiner Verärgerung freute sich Petronius darauf, mir die Einzelheiten gewaltsam zu entlocken.

»Danke, dass du mir gestern Abend Papa abgenommen hast.«

Er wusste, dass ich das Thema wechseln wollte. »Dafür schuldest du mir was. Ich hab mich von ihm zu Flora schleppen lassen und meinen halben Wochenlohn versoffen.«

»Du kannst dir also leisten, die Nächte in einer Caupona zu verbringen?«, fragte ich spitz, denn ich wollte herausfinden, wie es zwischen ihm und seiner Frau stand.

Arria Silvia hatte ihn wegen einer Sache verlassen, die Petro für einen minderen Verstoß gegen den Ehekodex hielt – seine verrückte Affäre mit der beschränkten Tochter eines Gangsterbosses, was ihm eine Suspendierung vom Dienst bei den Vigiles und viel Spott von seinen Freunden und Bekannten eingebracht hatte. Die Bedrohung für seinen Posten war nur vorübergehend, genau wie die Affäre, aber der Verlust seiner Frau – was praktisch auch den Verlust seiner drei Kinder bedeutete – sah nach einer permanenten Angelegenheit aus. Aus irgendeinem Grund hatte ihn Silvias wütende Reaktion völlig überrascht. Ich nahm an, dass Petronius schon früher untreu gewesen war und Silvia meist davon gewusst hatte, aber diesmal mit der unerträglichen Tatsache leben musste, vom halben Aventin ausgelacht zu werden.

»Ich leiste mir, was ich will.«

Wir wichen beide aus. Ich hoffte, dass das nichts mit unserer in die Hose gegangenen Partnerschaft zu tun hatte. Bevor Anacrites mein Partner wurde, hatte ich es mit Petronius versucht. Weil wir seit unserer Militärzeit befreundet waren, hatten Petro und ich erwartet, ideale Kollegen zu sein, hatten uns aber von Anfang an nur gestritten, weil jeder die Dinge nach seiner Fassung handhaben wollte. Wir trennten uns, nachdem ich eine spektakuläre Verhaftung ohne ihn durchgeführt hatte; Petro war der Meinung, ich hätte ihn absichtlich ausgeschlossen. Da er mein bester Freund war, hatte mir die Trennung sehr zugesetzt.

Als wir uns zerstritten, war Petro zu den Vigiles zurückgekehrt. Er war Ermittlungschef

der Vierten Kohorte, und selbst sein bornierter, hartgesottener Tribun musste zugeben, dass Petronius seine Arbeit sehr gut machte. Petro hatte erwartet, ebenfalls zu seiner Frau zurückkehren zu können. Aber kaum hatte Arria Silvia ihn aufgegeben, war flugs ihr neuer Freund auf der Bildfläche erschienen – ein Salatverkäufer, wie Petro angeekelt feststellen musste. Ihre Kinder, drei Mädchen, waren immer noch klein, und obwohl Petronius das Recht hatte, sie für sich zu beanspruchen, wäre es blödsinnig gewesen, außer er heiratete rasch wieder. Natürlich glaubte er wie die meisten Männer, die ein glückliches Familienleben für eine Bagatelle fortwerfen, dass er unbedingt seine Frau wiederhaben wollte. Silvia hielt sich stattdessen lieber an ihren Salatverkäufer.

Helena meinte, Petronius Longus würde es bei seiner Vergangenheit genauso schwer haben, eine neue Frau zu finden, wie seine alte zurückzubekommen. Ich dachte anders darüber. Er war gut gebaut und sah nicht schlecht aus, war ein ruhiger, intelligenter, umgänglicher Mensch; er hatte eine feste Anstellung und sich als umsichtiger Haushaltungsvorstand erwiesen. Gut, momentan wohnte er in meiner schäbigen alten Junggesellenbude, trank zu viel, fluchte zu offen und flirtete mit allem, was einen Rock trug. Aber das Schicksal stand auf seiner Seite. So verbittert und gekränkt, wie er aussah, würden viele auf ihn fliegen. Frauen liebten Männer mit Vergangenheit. Na ja, bei mir hatte das doch funktioniert, oder?

Noch konnte ich ihm zwar nicht die ganze Geschichte über Famia erzählen, hatte jedoch eine Menge anderes zu berichten, was ich ihm auch sagte. Ich hatte keine Hemmungen, mich über Anacrites' Tändelei mit dem Gladiatorenschwert zu verbreiten. Petro würde sich mit Wonne auf diesen Skandal stürzen, bis Gras über die Famia-Sache gewachsen war und ich ihm das Fiasko mit dem Löwen vertraulich erklären konnte.

»Hast du Zeit, mit mir zu essen?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Schwiegereltern.«

»Ach, natürlich«, gab er etwas scharf zurück. Meine Schwiegereltern, wie ich sie jetzt versuchsweise nannte, gehörten zur Senatorenschicht – eine etwas protzige Verbindung für einen Ermittler. Petronius wusste immer noch nicht so genau, ob er sich über mein Glück lustig machen oder verächtlich in den Rinnstein kotzen sollte. »Jupiter, Falco, du brauchst dich doch nicht zu entschuldigen. Du musst ja ganz wild darauf sein, dich als Wunderknaben in kaiserlicher Gunst mit den neu erworbenen Referenzen des mittleren Rangs zu präsentieren.«

Mir erschien es taktvoll, einen Witz zu machen. »Mit meinen Stiefeln bis zu den Schnürriemen voll stinkender Gänsescheiße.«

Er ging darauf ein. »Macht sich bestimmt hübsch auf ihren teuren Marmorböden.« Ich bemerkte, dass sich seine Augen leicht verengt hatten. Er hatte etwas gesehen. Ohne den lockeren Plauderton zu ändern, sagte er: »Deine Mama ist gerade um die Ecke der Schneidergasse gebogen.«

»Dankel!«, murmelte ich. »Das könnte genau der richtige Moment sein, sich zu verdrücken und der heiligen Schnäbel anzunehmen ...«

»Nicht nötig«, erwiderte Petronius, jetzt in einem Ton, der echte Bewunderung verriet. »Sieht so aus, als wäre deine neue Rolle gerade zu dir gekommen.«

Ich drehte mich um und folgte seinem Blick. Am Fuß der wackligen Treppe, die zu

meiner Wohnung führte, stand eine schicke Sänfte. Ich erkannte die weiß und purpur gestreiften Vorhänge und die auf der Vorderseite angebrachte charakteristische Medusaverzierung – dieselbe Sänfte, in der gestern die kleine Gaia gekommen war.

Ein Mann stieg aus. Alles an ihm, seine hochnäsigen Diener, sein fahriges Verhalten und seine lächerliche Kleidung, erfüllte mich mit Entsetzen. Er trug einen zotteligen doppelseitigen Umhang und auf dem Kopf einen mit Wollfäden befestigten Birkenzweig; dieses Ding war auf einer runden Kappe mit Ohrenklappen angebracht, die unter dem Kinn mit zwei Bändern gebunden wurde und aussah wie eine Kindermütze, die sich meine kleine Tochter vom Kopf reißen und auf den Boden schmeißen würde. Der Umhang sollte wie die Kleidung eines Helden wirken, aber mein spitzkappiger Besucher gehörte zu einer Kaste, die ich schon immer verabscheut hatte. Dank meiner neuen Stellung war ich gezwungen, ihn mit vorgetäuschter Höflichkeit zu behandeln. Er war ein Flamen, einer der engstirnigen Priester der uralten lateinischen Kulte.

Kaum zwei Tage in der neuen Stellung, und der Drecksack hatte bereits herausgefunden, wo ich wohnte. Ich kannte Mieteintreiber, die einem Mann mehr Aufschub gewährten.